

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie
= Swiss journal of sociology

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Soziologie

Band: 35 (2009)

Heft: 2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Recensions critiques = Book reviews

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen / Recensions critiques / Book Reviews

Die Auswahl der Bücher zur Rezension behalten sich die Redaktion und die beiden für diese Rubrik Verantwortlichen vor. Unverlangt eingesandte Buchbesprechungen werden nicht veröffentlicht.

Le choix des livres qui font l'objet d'une recension critique est effectué par la rédaction et par les deux responsables de cette rubrique. Les recensions non sollicitées ne sont pas publiées.

Books to be reviewed are selected by the Editor and the two Book Review Editors. Unsolicited reviews are not published.

Ralf Bohnsack: Qualitative Bild- und Videointerpretation. Die dokumentarische Methode, Opladen & Farmington Hills 2009/Verlag Barbara Budrich/UTB, ISBN 978-3-8252-8407-7, 267 Seiten.

Ob oder ob nicht, und falls ja, in welchem Maße die sozialwissenschaftliche Analyse von Bilddaten die Erkenntnis-, Wissens- und Darstellungsformen der Sprache nutzen darf oder muss, ist eine nicht eben leicht zu beantwortende Frage. In «objektiv-hermeneutischem» Zugang mag man die «Welt als Text» (Detlef Garz/Klaus Kraimer) auffassen und den Gedanken einer strukturellen «Textförmigkeit der Bilder» (Stefan Müller-Doohm) wagen. Oder man verzichtet – beispielsweise von den analytischen Foto-Strecken August Sanders inspiriert – auf Sprache als Mittel der Gewinnung oder auch nur der Erläuterung bildanschaulicher Untersuchungsergebnisse. Deutlich aber wird in jedem Fall das allgemeine methodische Ausgangsproblem sozial- wie auch kulturwissenschaftlicher Bildanalysen: Der «präsentative Symbolismus» (Susanne K. Langer) der Bilder will dem semantischen und syntaktischen Ordnungssystem der Sprache nicht gehorchen und stellt selbst noch (oder gerade) die exakteste Bildbeschreibung dem Verdacht anheim, eine «verbale Spekulation über ein Bild» (Goffman) zu sein. Zugleich aber ist Sprache als ein in hinreichendem Maße eindeutiges und komplexes Medium sozial- oder kulturwissenschaftlicher Kommunikation nicht ohne weiteres ersetzbar.

Es ist das Verdienst von Ralf Bohnsack, im Rahmen der bzw. seiner «dokumentarischen Methode» seit nunmehr gut fünf Jahren an einem Instrumentarium der Bildanalyse zu arbeiten, das die «Ikonizität» (27) gesellschaftlicher Bildproduktionen nicht nur theoretisch streift, sondern auch tatsächlich methodisch gezielt fokussiert. Pate steht ihm hierbei die Ikonik Max Imdahls. Dessen zentrale Annahme war es bekanntlich, dass sich der *Sinn* bildlicher Darstellungen wesentlich der jeweiligen Struktur *sinnlicher* Bildwerte verdanke und sich dem entsprechend erst auf der Ebene und mit den Mitteln unmittelbar *bildanschaulicher* Experimente und Variationen ermitteln ließe. Indem Bohnsack die bereits von Imdahl bildexperimentell explizierten Strukturen der Perspektive, der szenischen Choreografie und der Planimetrie mittels visueller, d. h. in seiner Zugangsweise zeichnerischer Techniken unmittelbar an jeweils vorliegenden Bilddaten rekonstruiert, gelingt es ihm (zumindest im Ansatz), die sinnliche Konstruktion des jeweiligen Bildsinns auf intersubjektiv nachvollziehbare Weise unmittelbar im Medium des Bildanschaulichen zu rekonstruieren. Bohnsack zögert die Versprachlichung seiner Bilddaten nicht nur gezielt hinaus, sondern lässt die in zahlreichen Abbildungen systematisch dokumentierte bildanschauliche Analyse selbst zum konstitutiven Bestandteil seiner Forschungstexte werden.

Mit seinem jüngst veröffentlichten Buch *Qualitative Bild- und Videointerpretation* legt er nunmehr ein Werk vor, das nicht

etwa einen Überblick über die mittlerweile zahlreichen bildanalytischen Ansätze liefert, sondern das die von ihm bislang entwickelten Analyseverfahren zusammenfasst und in Hinblick auf eine methodisch kontrollierte Videoanalyse konzeptionell erweitert. Das Buch wendet sich, wie es im Klappentext heißt, «an Studierende und ExpertInnen im Bereich qualitativer Methoden» und vereint diesem Anspruch entsprechend in übersichtlicher Gliederung und unter dem immer wieder deutlich markierten Copyright «*dokumentarische Methode*» insgesamt fünf Kapitel: ein Erstes zur «dokumentarischen Methode» (15) im Allgemeinen, sodann zwei theoretisch-methodologische Kapitel zur «dokumentarischen Bild[- ...] Video- und Filminterpretation» (25, 117) sowie schließlich zwei Kapitel zur jeweiligen «Forschungspraxis» (55, 177). Vorzug dieser forschungspraktischen Kapitel ist es, dass die dort dokumentierten Analysen (einer Werbefotografie, zweier Datensätze zur Familienfotografie sowie der «Fernsehshow ›Istanbul Total‹») in der vollen Komplexität empirischer Forschung erläutert werden: Fragen der begründeten Fallauswahl («Fokussierung») und Typenbildung werden ebenso verhandelt wie solche der Bestimmung analytischer Problemrelevanzen und des Zusammenspiels von Artefaktanalyse und Rezeptionsforschung. Im Anhang des Buches finden sich Ergänzungen zur Nutzung verschiedener Transkriptionssysteme («MoViQ» und «TiQ»), zur Rekonstruktion von Bildperspektiven sowie zur verwendeten filmwissenschaftlichen Fachterminologie. Das theoretisch-methodologische Kapitel zur Bildinterpretation greift – in teils wortwörtlich übernommenen Passagen – die Ausführungen älterer Abhandlungen auf, das Kapitel zur Video- und Filminterpretation dokumentiert Überlegungen und Argumentationen jüngerer Datums. Der Text ist insgesamt gut verständlich formuliert; nicht unproblematisch für ein Werk, das sich als «forschungspraktische Fundierung» (Klappentext) versteht, ist es allerdings, dass der Leser zu verschiedenen, für das Verständnis

des dokumentarischen Ansatzes zentralen Begriffen – etwa denen des *Habitus*, des *unmittelbaren Verstehens* oder der *Eigenlogik des Bildes* – nur knappe Erläuterungen erhält und ansonsten auf vorausgehende Publikationen verwiesen wird.

Ohne Weiters erschließt sich indes das methodische Herzstück der dokumentarischen Bildinterpretation: das «generelle[.] methodische[.] Prinzip [...] der komparativen Analyse» (43). Eine gerade auch auf der Ebene der formalen Bildkomposition vergleichend operierende Analyse verdeutlicht, wie Bohnsack (implizit an Anselm Strauss anschließend) überzeugend argumentiert, die einer jeweiligen Bildproduktion «so und nicht anders» zu Grunde liegenden und hierin Sinn konstituierenden Gestaltungsprinzipien. «Die Bedeutung der komparativen Analyse» zeigt sich – sowohl im Feld der Text- als auch in dem der Bildinterpretation – darin, «dass sich mir das, was den Sinngehalt [...] ausmacht, dadurch erschließt, dass ich dagegenhalte, wie dasselbe (oder ein vergleichbares) Thema auch in anderer Weise [...] hätte behandelt werden können oder (besser noch) bereits behandelt worden ist» (ebd.). Die Mittel der Wahl zur Veranschaulichung jeweiliger Gestaltungsprinzipien sind – auf experimenteller Ebene – die (Imdahlsche) «Kompositionsvariation» (42), sodann der unmittelbare Bildvergleich (insbesondere auch im Rahmen der Analyse filmischer Kamerabewegungen, Einstellungswechsel und Schnitte) und schließlich die im Kern zeichnerische Einzelbildanalyse vor gleichsam «imaginativen Vergleichshorizonten» (46).

Als bildadäquat können diese Mittel in der Tat gelten, sind sie doch in ihrer Grundidee dazu geeignet, sowohl die ganzheitlichen visuellen Strukturen möglicher Bildwahrnehmungen zu explizieren als auch die durch diese Strukturen getragenen «Übergegensätzlichkeiten» (Imdahl), denen bildliche Darstellungen ggf. ihre besondere, «symbolische Prägnanz» (Cassirer) verdanken. Bisweilen problematisch scheint mir in diesem Zusammenhang allerdings Bohnsacks zeichnerische Einzelbildanalytik zu sein. So

findet sich zwar im Anhang des Buches eine Übersicht unterschiedlicher perspektivischer Projektionen, doch näher besehen vermag solch eine Zusammenstellung von Formen der geometrisch-mathematischen *Konstruktion* von Perspektiven (wie sie beispielsweise in der Architektur Verwendung finden) kaum die möglichen Prinzipien einer kontrollierten perspektivischen *Rekonstruktion* fotografischer/filmischer Daten zu klären. Aus welchem diskursiv angebbaren und/oder bildanschaulich evidenten Grund Bohnsack etwa auf Abb. 1 eine Vogelperspektive mit genau zwei Fluchtpunkten feststellen kann, aufgrund welcher ikonischer Gegebenheiten er die eingezeichneten Linien eben in der gekennzeichneten Lage anbringen kann, erschließt sich weder aus dem Anhang, noch im Interpretationstext, noch am Bild selbst. Und vergegenwärtigen die zwei (bzw. drei) auf Abb. 2 eingezeichneten Kreise tatsächlich die *planimetrische* Ordnung des Bildes? Jene ikonische Ebene also, die ganz explizit *nicht* auf die «Körperlichkeiten und Räumlichkeiten der Außenwelt» (40) rekurriert? Eine «eidetische Reduktion» (Husserl) der anschaulichen Gegebenheit des Bildes – d. h. die gezielte Einklammerung u. a. figürlicher Bildwahrnehmungen zugunsten der Erkenntnis der rein formalen Bildordnung – führt jedenfalls nicht zum Residuum der eingezeichneten Kreise. Diese symbolisieren vielmehr durchweg alltagspragmatische, d. h. genuin außerikonische Strukturen der Identifikation von Gruppenkonstellationen.

Die methodologische Begründetheit einer komparativ verfahrenen Bildanalyse insgesamt ist von solcherlei Schwierigkeiten im Einzelnen gleichwohl nicht betroffen. Systematischer Klärungsbedarf scheint mir hingegen hinsichtlich der von Bohnsack vertretenen, konzeptionell praxeologischen Wahrnehmung und Ausdeutung von gesellschaftlichen Bildproduktionen zu bestehen: Unabhängig von den entsprechenden theoretischen Herleitungen und Grundannahmen dürfte hier zunächst kaum Dissens darüber herrschen, dass «Bilder auf einer ganz fundamentalen Ebene der Verständigung und

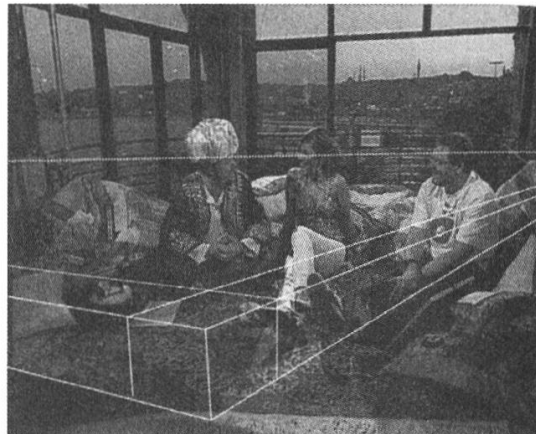


Abb. 1: Bohnsack 2009, S. 210



Abb. 2: Bohnsack 2009, S. 62

des Lernens, der Sozialisation und der Bildung (auch außerhalb der Massenmedien) Medium alltäglicher Verständigung und alltäglichen Handelns sind» (28). Dass aber «soziale Situationen oder Szenen in Form von mentalen Bildern gelernt werden, die u. a. im Medium des Bildes erinnert werden» (28; Herv. M. R. M.), ist eine überaus eng gefasste Rechtfertigung der sozialwissenschaftlichen Relevanz von Bildanalysen, die nicht zuletzt Bohnsacks eigenem Anspruch kaum gerecht werden dürfte, die «Ikonizität» (27) auch alltäglicher Bildproduktionen zu erfassen. Nicht nur, dass das Buch die Konstitution von «mentale[n] oder psychische[n] Bild[ern]» (29) im Verhältnis zur medialen Materialität (picture) und ikonischen Sinnhaftigkeit (image) dokumentarisch zu untersuchender gesellschaftlicher Bildproduktionen ungeklärt lässt. Auch umgekehrt gerät die, noch für Panofskys Ikonologie und Imdahls Ikonik

zentrale symbolische Dimension des Bildes aus dem Blick der sozialwissenschaftlichen Bildanalyse, wenn Bilder – praxeologisch – auf eine so angenommene mentale oder pragmatische Abbildungsfunktion reduziert werden. In Bildern, so die zentrale praxeologische Grundlegung des videoanalytischen Buchteils, ist «handlungsleitendes Wissen [...] «gespeichert»: sie «bilden [...] eine Handlungspraxis ab» (137) und mit ihrer Hilfe gewinnen die Sozialwissenschaften einen Zugang «zu einer elementaren und grundlegenden Dimension der Herstellung von Realität, nämlich derjenigen auf der Ebene der Körperlichkeit, der inkorporierten Gesten, der Gebärden und der Mimik, wie sie uns in Gestaltungsleistungen der abgebildeten Bildproduzentinnen begegnen» (142). Sind Bilder nicht wesentlich mehr als Abbilder? Sozial- wie gesellschaftstheoretisch zentrale Fragen nach der dem Bild und seinen modernen Medien eigenen Art und Weise der nicht-diskursiven Vermittlung von Wissen, nach der bildästhetischen Bearbeitung und Bewältigung personaler, sozialer oder politischer Ohnmachtserfahrungen, nach der immensen affektiven «Auslöserqualität», die Bilder in politisch-religiösen Konflikten entwickeln, nach dem sich verändernden Verhältnis von Bildhaftigkeit und Körperlichkeit in modernen Medienanordnungen bleiben durch solch eine Grundlegung zumindest theoretisch-konzeptionell außen vor. Der praxeologische Fundierungsversuch läuft paradoxerweise Gefahr, jene Bildhaftigkeit der Bilder aus den medialen Praktiken der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit auszuklammern, der die besondere Aufmerksamkeit der ikonisch-komparativen Analytik gilt. Wäre Bohnsacks instruktive, weil Bilder tatsächlich bildanschaulich deutende Analytik nicht bereits dadurch hinreichend fundiert, dass sie gesellschaftliche Bildproduktionen eben nicht nur als Abbilder aufzufassen und zu untersuchen vermag, sondern auch – im Sinne Georg Simmels – als ästhetische Lösungsversuche sozialer

oder politischer, personaler oder religiöser Handlungs- und Orientierungsprobleme?

*Jun.-Prof. Dr. Michael R. Müller
Technische Universität Dortmund
Institut für Kunst und Materielle Kultur
Emil-Figge-Str. 50
D-44221 Dortmund
michaelrudolf.mueller@tu-dortmund.de*

Böhnisch, Lothar, 2006: Politische Soziologie: eine problemorientierte Einführung. Opladen: Budrich.

Lothar Böhnisch skizziert in seiner «problemorientierten Einführung» Wandlungsprozesse der Politischen Soziologie von der industriellen Moderne bis zum gegenwärtigen Zeitalter des digitalen Kapitalismus. Damit gibt er einen umfassenden Überblick über die historische Entwicklung dieser Disziplin, der eine kritische Betrachtung der gesellschaftlichen Wirklichkeit erlaubt.

Sein Einführungswerk ist in fünf Kapitel gegliedert: Ausgangspunkt seiner historisch orientierten Betrachtungen ist der Stellenwert der Politischen Soziologie in der industriellen Moderne (vgl. Kapitel 1, S. 19–80). Im Mittelpunkt des zweiten Kapitels (S. 81–115) steht die Weiterentwicklung dieser Disziplin in einer unübersichtlichen Übergangsphase, der «reflexiven Modernisierung». Seiner historisch orientierten Abhandlung folgend, wird im dritten Kapitel (S. 117–185) die Entgrenzung des Sozialen und Politischen beim Übergang zum digitalen Kapitalismus analysiert. Im Anschluss an diese gesellschaftlichen Wandlungsprozesse lenkt Böhnisch den Focus auf die Mikroebene und geht auf den Einzelnen als «politisches Subjekt» näher ein (vgl. Kapitel 4, S. 187–241). Im kurz gehaltenen letzten Kapitel (S. 243–247) zeigt der Autor trotz aller Globalisierungs- und Entgrenzungsvorgänge versöhnliche Bewältigungsperspektiven für die politischen Subjekte auf. Einleitung (S. 7–18) und Li-

teraturverzeichnis (S. 249–261) rahmen die Monographie.

Böhnischs Einstieg in das weite Feld der Politischen Soziologie ist klassisch: Max Webers berühmt gewordene Unterscheidung zwischen «Macht» und «Herrschaft» wird kritisch diskutiert, ehe der Autor erstmals die geschlechtsspezifische Perspektive anspricht, die sich wie ein roter Faden durch die Monographie zieht.

Böhnisch überzeugt mit einer kritischen Darstellung des affirmativen Demokratieverständnisses. Er konstatiert, dass politische Willensbildung nicht durch den allgemeinen Volkswillen, sondern durch Minderheiten erfolge, welche jene als Mehrheitswillen postulieren. Der Autor trassiert exemplarisch die Multidimensionalität politischer Konflikte, ehe er andere wichtige sozialstrukturelle Veränderungen im 19. und 20. Jahrhundert erörtert: die Entstrukturierung der Arbeiterklasse, die industrielle und soziale Arbeitsteilung, die Transformation des Arbeiters zum Konsumenten, den sozialstaatlichen Vergesellschaftungsprozess und die Emanzipation der Frau als Fortführung der geschlechtsspezifischen Perspektive. Theorieansätze von Karl Marx, Émile Durkheim, Theodor Geiger, Henry Ford u. a. liegen seinen treffenden Analysen zugrunde.

Mit Regress auf Eduard Heimann rechtfertigt der Autor die Etablierung des intervenierenden (Sozial-)Staates. Das Zusammenspiel von Ökonomie und Sozialem sei nur möglich gewesen, weil der Kapitalismus auf das Soziale angewiesen war, wenn er überleben und Profite erzielen wollte. Die Bekämpfung der strukturellen Massenarbeitslosigkeit in den 1920er Jahren führte zu einem staatlich geregelten Kapitalismus, der erst mit der ökonomischen Krise in den 1970er Jahren allmählich seine Legitimation verlor.

Am Ende des ersten Kapitels dekliniert Böhnisch politische Kultur, die er in eine System- und eine Subjektseite differenziert. Die Systemseite untersucht er mit Hilfe von Gösta Esping-Andersens Wohlfahrtsstaattypologie, die Subjektseite erläutert er mit

dem Konzept der «Lebenslage», in dessen Mittelpunkt das tägliche Streben nach sozialer Handlungsfähigkeit steht.

Das zweite Kapitel widmet der Autor der «Zweiten Moderne», einer «vorerst unübersichtliche(n) Übergangsphase» (S. 81). Grundlegend für die Zweite Moderne ist die «reflexive Modernisierung», deren zweistufiges Konzept der Autor überzeugend darstellt. Auf Kritik stoßen bei ihm insbesondere der bürokratische Sozialstaat sowie der allzu plakative Begriff der Postmoderne.

In einzelnen Unterkapiteln diskutiert Böhnisch Theorieansätze, welche die Interdependenz institutioneller Gegebenheiten und menschlichen Handelns erklären. In dem konstruktivistischen Ansatz von Anthony Giddens – der Dualität von Handeln und Struktur – stehen die gestaltungsbereiten Akteure im Vordergrund des Diskurses. Mit Jürgen Habermas' Gesellschaftsmodell wird die ursprüngliche Gleichzeitigkeit von System und Lebenswelt herausgestellt, die sich im Zuge der Modernisierung zum System hin verlagert. Die Folgen für die Individuen sind Entfremdung und Unterdrückung, deren Ausmaße durch Kolonialisierung und Mediatisierung graduiert werden. Nach Antonio Gramscis Konzept der Hegemonialität stehen sich in der Zivilgesellschaft zwei antagonistische Klassen gegenüber: die herrschende Klasse, die sich im Staat vereinheitlicht, und die schwächeren, subalternen Klassen.

In der zweiten Hälfte des zweiten Kapitels thematisiert Böhnisch mit «Entstrukturierungen» und «Entgrenzungen» (S. 102) Schattenseiten der reflexiven Modernisierung und besticht mit der Analogie dreier Konzepte: Sowohl der Arbeitsmarkt, die politische Kultur als auch die Stadt in ihrer räumlichen Ausbreitung bestehen aus erfolgreich arbeitenden Kernsegmenten, bereits prekären Mittelsegmenten und Randsegmenten mit beträchtlichem Konfliktpotenzial.

Mit der Globalisierung entsteht eine neue Form der «Entgrenzung des Sozialen und des Politischen» (Kapitel 3, S. 117–185), die aus dem Ungleichgewicht von Kapital und Arbeit resultiert. Da Arbeit technologisch

substituiert und verlagert wird, versagt die von Heimann proklamierte soziale Zähmung des Kapitalismus. Zudem gibt es auf internationaler Ebene kein wirksames politisches Korrektiv zur ungebundenen Macht des Kapitalismus. Durch die Globalisierung entfernen sich die sozialen und ökonomischen Sphären: Während Arbeitsmärkte und soziale Sicherungssysteme nationalstaatlich und sozial gebunden sind, ist das Kapital eine nationalstaatlich und sozial entbettete Größe. Die neue Form des Kapitalismus, der digitale Kapitalismus, ist nicht länger auf menschliche Arbeit angewiesen. Arbeit wird in Niedriglohnländer ausgelagert oder durch zeitliche Fragmentierung in Teilzeit- und Niedriglohnjobs umgewandelt. Oft kann Arbeit nicht mehr die Existenz sichern, wodurch «Armut in Arbeit» (120) entsteht. Von diesem Armutsrisiko betroffen sind bereits weite Teile des Mittelstandes.

Die Zivilgesellschaft ist der erste gesellschaftliche Ordnungsentwurf im digitalen Kapitalismus und versucht, der Krise des Sozialstaats Herr zu werden. Politisches Handeln steht in ihr nicht mehr im Spannungsfeld Bürger vs. Staat, sondern bringt intermediäre gemeinschaftliche Sozialformen hervor. Gleichzeitig zielt der Staat am Anfang des 21. Jahrhunderts im Rahmen der «New Governance» darauf ab, die Bevölkerung stärker in das Regieren einzubinden. Durch Eigenaktivität der Bürger werden Regulationsprozesse, welche die staatliche Politik überfordern, vorgelagert. Kollektiv verbindliche Entscheidungen werden somit nicht mehr nur vom Staat getroffen. Government (Staat) und Governance (Regieren) sind nicht mehr identisch. Regieren ist nicht länger das Privileg des Staates, sondern aktiviert Individuen und Sozialformen. Böhnisch vertritt die These, dass die Europäische Union als soziales, politisches und ökonomisches Pendant zum digitalen Kapitalismus wirken kann, bleibt in seinen Ausführungen zu diesem brisanten und komplexen Thema jedoch kursorisch.

Im vierten Abschnitt des Buches erörtert Böhnisch so vielfältige Themen wie

«Entfremdung», «Anomie», «Partizipation», «Sozialisation», «Jugend», «Schule», «Rechts-extremismus» und «Wahlverhalten», ehe er das Zeitalter des digitalen Kapitalismus resümiert. Auch hier vermisst der Leser Erklärungen, die für das Verständnis der komplexen Zusammenhänge hilfreich wären. Böhnisch gelingt es aber, die veränderte Erfahrung von «Entfremdung» aufzuzeigen. Während «Entfremdung» für Karl Marx ein kollektiv geprägtes Phänomen war, wird sie im Zeitalter des digitalen Kapitalismus individualisiert. Individuelles Partizipieren an gesellschaftlichen Errungenschaften kann aber nur noch über den Konsum erfolgen. Der Fordistische Kapitalismus transformiert den Menschen zum Konsumenten. Das Paradox, als Kunde hofiert und als Arbeiter entlassen zu werden, führt zu einer Form von «Entfremdung», die sich durch subjektive Machtlosigkeit gegenüber der wettbewerbsorientierten Gesellschaft äußert.

Durch den Strukturwandel der Arbeitsgesellschaft entsteht ein neuer bürger-schaftlicher Partizipationsdiskurs, der sich nicht mehr an Arbeit, sondern an Rechten orientiert. Die «Aktivbürgerschaft» wird zur Voraussetzung für das «New-Government-Konzept». Der Jugend, vom Autor als «politische Generation» attribuiert, sollen in diesem Zusammenhang «soziale Teilhaberechte im Sinne von Bürgerrechten» (S. 211) zuerkannt werden.

Wenn Böhnisch im letzten Teilkapitel von der «abstrakte(n) Sachlogik der Technik» (S. 234) spricht, durch die der Bezug zu den persönlichen und sozialen Lebenszusammenhängen verloren gegangen ist, tritt dem Leser Georg Simmels «Tragödie der Kultur» vor Augen, ohne dass der Autor hierauf verweisen muss. Während im industriellen Kapitalismus Karl Marx noch die Würde des Menschen in den Blickpunkt rückte, hat der digitale Kapitalismus den Menschen gänzlich aufgesogen.

Im Schlusskapitel spricht sich Böhnisch gegen das von Max Weber stammende Konzept der «Lebensführung» aus und präferiert stattdessen eine «Politik der Bewältigung».

Im digitalen Kapitalismus bewirkt Modernisierung nicht mehr zwangsweise soziale Integration. Verlierer wie Gewinner der Modernisierung stehen unter einem enormen Bewältigungsdruck. Auch Personen mit qualifizierten Beschäftigungsverhältnissen erfahren immer weniger Freiheitsräume. Vielmehr degenerieren sie zu "abstract workers" (S. 245), die den Blick für die Mitmenschen verlieren. Ökonomische Flexibilisierung und Solidarität werden unvereinbar. Letzte ist im digitalen Kapitalismus ein Anachronismus.

Die Auflösung von System- und Sozialintegration führt zu Menschen, die jenseits ihrer Individualität keine sozialintegrativen Ideen entwickeln. Böhnisch gelangt deshalb zum Fazit, dass der digitale Kapitalismus sich zumindest in absehbarer Zeit sozialpolitisch nicht zähmen lässt. Dies muss gerade eine transnationale Politische Soziologie berücksichtigen.

Böhnischs «Politische Soziologie» ist für ein Einführungswerk äußerst voraussetzungsvoll. Der vorgebildete und interessierte Rezipient kommt durch die gelungene Systemkritik auf seine Kosten. Auch der Konflikt der Geschlechter wird oft und ausführlich analysiert.

Bei Personen, die sich zum ersten Mal der Politischen Soziologie nähern, werden Verständnisprobleme aber nicht ausbleiben. Zusammenfassungen, Tabellen oder Schaubilder hätten hier Abhilfe schaffen können, auf sie verzichtet der Autor jedoch gänzlich.

Geradezu unerklärlich sind zahlreiche sprachliche und sachliche Fehler, die dem Autor unterlaufen. «Hannah Ahrendts (sic!) Autoritätsbegriff» (S. 27) und «die «volontée» (sic!) générale» (S. 31) sind nur zwei Beispiele hierfür. Befremdlich sind in einer wissenschaftlichen Publikation auch umgangssprachliche Redewendungen wie «Die Medien ... sind richtig «geil» auf extremistische Events.» (S. 226) oder «Von (sic!) daher ... ergibt der traditionelle Entfremdungsbegriff nur noch eingeschränkt einen Sinn» (191). Solche sprachlichen Unzulänglichkeiten trüben den Lesegenuss ungemein. Dies ist sehr schade, bietet doch

der Autor eine Reihe von brisanten Themen, deren Zusammenhänge dem Leser leider zu selten dargelegt wurden.

Katrin Gierschick und Dr. Stephan Enser
Universität Würzburg
Institut für Politikwissenschaft und Sozial-
forschung
Wittelsbacherplatz 1
D-97074 Würzburg
kagier@aol.com
stephan.enser@googlemail.com

Ogien, A., Quéré, L. (2006) Les moments de la confiance. Connaissance, affects et engagements. Paris : Éd. Economica, Collection Études Sociologiques. p. 233.

«Les courants principaux de la sociologie ne se sont jamais véritablement intéressés à la confiance»: ce constat est formulé par N. Luhmann, dans un texte paru en anglais il y a une vingtaine d'années, dont la traduction constitue le premier chapitre de l'ouvrage présenté et discuté ici.

Issu d'un colloque international, l'ouvrage en question va à la fois *en deçà* et *au-delà* de la tâche suggérée par le constat retenu: «en deçà», puisque l'ouvrage regroupe des textes fondamentaux au sens où leur but principal, adressé de diverses manières, est la clarification conceptuelle de la notion et du phénomène en jeu, la confiance, plutôt que la contribution en termes empiriques à un courant sociologique, jugé dominant; «au-delà», puisque l'ouvrage réunit des travaux issus d'orientations et d'intérêts disciplinaires contrastés, parfois mêlés: sociologique, économique, politologique, philosophique et psychologique. Sur l'ensemble des douze contributions, cinq sont des traductions, dont quatre inédites (le texte cité constituant l'exception, étant déjà paru dans numéro spécial de la revue *Réseaux*). Bref, l'ouvrage constitue un accomplissement remarquable, tant du point de vue la diversité des travaux qu'il regroupe que des traductions qu'il offre.

Il propose au lecteur un aperçu instructif de la panoplie d'approches possibles, tout en soulevant des enjeux d'ordre épistémologique, parfois éthique, pour et dans l'étude de la confiance comme phénomène social.

L'ambivalence soulevée par G. Simmel, considérant la confiance comme «un état intermédiaire entre le savoir et le non-savoir», est introduite comme une première dimension du phénomène: si la confiance faite ou reçue implique toujours un savoir (concernant, par exemple, le domaine d'expertise d'un médecin), elle procède tout autant de dimensions non réductibles au savoir (un sentiment, une croyance, voire une foi, à l'égard des qualités «typiques» du médecin). La confiance, selon Simmel, serait de l'ordre d'une «hypothèse sur une conduite future, assez sûre pour qu'on fonde sur elle l'action pratique», encore que cette hypothèse puisse se révéler fautive, la confiance déçue, voire trahie. Cette possibilité nous renvoie à la troisième caractéristique de la confiance décrite par Simmel, à savoir l'engagement qu'elle requiert (de la part de la personne faisant confiance) et l'obligation qu'elle crée (pour la partie qui la reçoit), l'une et l'autre se révélant particulièrement intrigantes lorsque la confiance met en relation des inconnus: elle se confondrait, dès lors, avec «une croyance *en* un type de personne» (p. 4). Pourquoi ce retour à Simmel? D'une part, Simmel aurait ouvert la voie aux approches «cognitives» de la confiance, c'est-à-dire des approches enclines à spécifier sa teneur selon le type de savoir dont elle procède. D'autre part, ses remarques nous mettraient au défi de préciser de quel ordre serait ce «saut dans l'engagement» (Giddens), irréductible tant à une raison ou connaissance préalables qu'à une rationalisation ultérieure. C'est alors dans cette tension que s'inscrit l'ouvrage, en réunissant des études focalisées tantôt sur les types de savoir engagés dans des actes de confiance, tantôt sur la nature de l'engagement qui la sous-tend. Le tableau est toutefois compliqué dans la mesure où les dimensions affective et morale, tout comme leur développement psychologique et leur

qualité anthropologique, sont introduits dans la discussion.

L'ouvrage est composé en trois parties, intitulées respectivement *Savoir faire confiance*, *La confiance: une catégorie cognitive?*, *Pratiques et discours de la confiance*.

La première partie aborde à nouveaux frais l'approche de N. Luhmann, telle qu'esquissée dans le texte «Confiance et familiarité. Problèmes et alternatives» (paru d'abord en anglais, en 1988). Luhmann y constate le manque d'études sociologiques sur la confiance et, parmi celles retenues, leur confusion conceptuelle. Comme remède, son texte propose une clarification conceptuelle en tablant sur une histoire culturelle de la modernité et du type de confiance dont elle verrait l'avènement: une «confiance décidée» (*trust*), présupposée dans toute prise de risque, voire «basé[e] sur une relation circulaire entre risque et action» (p. 16). Cela dit, son lien avec des formes prémodernes de familiarité et de «confiance assurée» (*confidence*) resterait (et reste) un enjeu et objet de recherche clé (p. 14). Ce d'autant plus qu'une relation de constitution mutuelle lierait les deux formes de confiance. La discussion engagée par les textes suivants – l'un signé par M. Sheets-Johnstone, l'autre par S. Haber – porte, d'une part, sur l'apprentissage de la confiance dans une perspective de psychologie du développement et dans son rapport à l'approche systémique de Luhmann (Sheets-Johnstone) et, d'autre part, sur les ressemblances «architecturales» entre la phénoménologie husserlienne et la théorie des systèmes (Haber). Les deux textes débouchent sur une critique (onto-)génétique de ladite théorie, car elle négligerait «l'infrastructure socio-affectif de la confiance» (p. 35) ou encore, plus précisément, la «confiance en soi» comme base de la confiance accordée à autrui (pp. 56–57). La dernière contribution de la première partie, celle par B. Nooteboom, revient à la question de l'apprentissage de la confiance à partir d'une perspective de «cognition incorporée» (p. 63), tout en proposant un modèle articulant cadres de perception et processus de prises de décision

(pp. 73–83). Une invitation à la recherche empirique clôt l'article.

La seconde partie du volume, comme son titre l'indique, interroge la confiance comme « catégorie cognitive ». L'interrogation esquissée, plutôt que de sonder les sources de la confiance (sa base affective, son apprentissage progressif), porte sur les activités et les situations d'engagement qui la requièrent (comme arrière-plan normatif, schème interprétatif ou catégorie cognitive, liée au savoir). Dans ce but, le texte de R. Hardin poursuit une théorisation astucieuse du choix rationnel. La confiance y est expliquée comme phénomène relationnel à partir de l'« intérêt enchâssé » (p. 91) dont elle procède : je ferais confiance à quelqu'un (par exemple, un commerçant) pour autant que je sache qu'il soit dans son intérêt de ne pas me décevoir (à propos du produit vendu) *et* de faire sien mon intérêt comme tel (en m'offrant la possibilité, le cas échéant, de me faire rembourser, p. 102). Partant de l'idée (luhmanienne notamment) selon laquelle la « confiance désigne une entité qui neutralise l'incertitude » (p. 110), L. Karpik propose une conception alternative au modèle du choix rationnel et son moment cognitif, centré sur la connaissance d'autrui. Cette conception vise à caractériser la confiance à partir des relations de dépendance, voire d'obligation mutuelle qu'elle crée. Le chapitre de L. Quéré spécifie le phénomène en jeu, en considérant la « confiance comme une dimension constitutive de toute situation d'engagement » (p. 118). L'analyse du type de confiance engagé dans l'usage d'outils, irréductible à un savoir positif, ouvre sur une étude éclairante de la confiance immanente à tout engagement et, plus généralement, de la « structure holistique de la fiabilité » (pp. 132–134). R. Watson, enfin, invite à l'investigation descriptive de la confiance comme « phénomène sauvage », c'est-à-dire comme phénomène ordinaire, ayant son site propre dans le monde quotidien plutôt que dans la théorisation ou la littérature académique (pp. 144–145). Cette invitation est formulée dans les termes d'une « respé-

cification ethnométhodologique » d'intérêt sociologique (pp. 159–163).

La troisième partie du volume revient à la question de la conceptualisation de la confiance, une conceptualisation respectueuse de son expérience vécue et expression vernaculaire. D'où le titre de cette partie : « Pratiques et discours de la confiance. » L. Cornu y entame une description de l'expérience de confiance, telle que faite et reçue dans des relations de « libre compagnie », désintéressées et génératrices d'un pouvoir d'émancipation (pp. 172–174). Cette description est d'autant plus intéressante qu'elle fait apparaître le « paradigme de la méfiance » (ma formulation) dont procèdent, au fond, les théories individualistes des jeux et du choix rationnel : « dans le dilemme des prisonniers [...] les « joueurs », des malfaiteurs, symbolisent les êtres les plus méfiants et calculateurs qui soient » (p. 170, n. 3). La dimension « rationnelle » de la confiance, émancipatrice et instrumentale, est approfondie par le chapitre de R. Damien, une exégèse de la notion bachelardienne de la confiance comme « appareil psychique d'induction » (p. 191, *passim*). Le chapitre signé par P. Livet propose, à son tour, d'examiner le moment « émotionnel » de la confiance-en-incertitude, tout comme la révélation de valeurs personnelles ou morales dont elle est porteuse, voire à laquelle elle s'identifie (p. 202). En guise de conclusion, A. Ogien esquisse ce que l'on pourrait appeler une grammaire pragmatique de la confiance, c'est-à-dire une grammaire qui « décrit [t] les usages du terme confiance » (p. 217) et, comme le précise l'auteur, examine les « pratiques d'accommodation directement à l'œuvre lorsqu'on emploie ce concept en situation d'action » (p. 218). L'esquisse proposée conduit à la distinction entre trois usages du terme confiance – désignant « soit un état, soit un mécanisme, soit un engagement » (p. 219) – et, par là, à l'identification d'un « cadre conceptuel à l'intérieur duquel on peut employer, de façon acceptable, le terme » (p. 232). Ce cadre serait défini par le langage ordinaire en tant que « structure cognitive de la confiance » (ibid.).

La présentation de l'ouvrage a laissé entrevoir la qualité et la diversité des contributions qu'il réunit. Comment en juger? Sur quelle base? De manière confiante? Paradoxalement, c'est la richesse même de l'ouvrage, réunissant les textes de spécialistes confirmé-e-s d'horizons variés, qui peut laisser le lecteur quelque peu perplexe. Une façon de lever le paradoxe, me semble-t-il, est de revenir sur le risque inhérent au modèle dualiste de la confiance, tel que proposé par Simmel, du moins pour l'analyse descriptive des activités sociales. Ce modèle, en effet, plutôt que de nous diriger vers la description de l'action, nous sensibilise à l'ambivalence de ses ressources (de l'ordre du savoir instrumental, tout comme celui de la croyance normative, et ainsi de suite). Inversement, la description des activités sociales et de leur intelligibilité manifeste permettrait, peut-être, de spécifier le sens que prennent les distinctions conceptuelles – introduites, rappelées et discutées par les différentes contributions du volume – c'est-à-dire le sens que prennent ces distinctions (ou d'autres?) au cours même d'une activité particulière, observée en situation. À cet égard, l'ouvrage reste suggestif. C'est en ce sens, en tout cas, que je l'ai lu et fortement apprécié, c'est-à-dire comme une invitation stimulante et un guide précieux à la poursuite de la recherche empirique, quelle que soit la direction prise ou la discipline envisagée.

Philippe Sormani
Université de Neuchâtel
Secteur Qualité
Beaux-Arts 21
CH-2001 Neuchâtel
philippe.sormani@unine.ch

Marlène Sapin, Dario Spini et Eric Widmer : Les parcours de vie. De l'adolescence au grand âge, Presses polytechniques et universitaires romandes, Lausanne, 2007, 137 pages.

L'ouvrage s'ouvre avec trois portraits de femmes qui témoignent de l'aspect singulier et unique de toute vie humaine. Mais l'objectif des trois coauteur-e-s, et au-delà du paradigme du parcours de vie, est justement de dépasser ces particularismes, sans pour autant les occulter, pour « saisir les mécanismes psychosociaux structurant les trajectoires individuelles » (p. 16). En d'autres termes, l'objectif des auteur-e-s est de nous livrer un cadre théorique et conceptuel permettant d'étudier les parcours de vie.

Dès le début du deuxième chapitre, le lecteur peut se familiariser avec le parti pris d'interdisciplinarité qui structure l'ensemble de l'ouvrage. En effet, les auteur-e-s passent en revue les principes théoriques qui fondent le paradigme du parcours de vie aussi bien du point de vue de la psychologie du développement que de la sociologie du parcours de vie. La dimension méthodologique est également abordée par le biais des grandes enquêtes longitudinales qui ont permis de prendre en compte le temps long de manière empirique, à l'image du *Panel suisse des ménages* dont sont tirées les données sur les trajectoires familiales et professionnelles mobilisées par les auteur-e-s (chapitre 3).

Pour clôturer cet état de l'art, les auteur-e-s synthétisent les grands principes sur lesquels repose le paradigme du parcours de vie (p. 32–33). Le développement de l'individu doit tout d'abord être pensé comme un processus se déroulant « tout au long de la vie » et impliquant des gains et des pertes au grès des transitions. Le parcours de vie s'insère dans « un temps historique et dans un lieu », et il est également structuré par les trajectoires des personnes proches qui accompagnent l'individu (« principe des vies liées »). La « temporalité des événements de la vie » rapporte que, pour un événement donné, les antécédents, les conséquences et les normes

comportementales varient en fonction de l'âge. Pour finir, le chercheur doit reconnaître à l'acteur la capacité d'agir, sans oublier de s'interroger sur les mécanismes psychosociaux qui sous-tendent cette « intentionnalité ».

Le troisième chapitre aborde les différentes trajectoires qui façonnent les parcours de vie des individus : le développement cognitif, les trajectoires familiales et professionnelles ainsi que l'évolution de l'état de santé physique et psychique. Une revue des connaissances pour chacune d'entre-elles permet de mettre au jour, en sus de leur logique propre, la pluralité des facteurs (facteurs biologiques, appartenance à une cohorte, origine sociale, niveau de formation, genre, âge, etc.) qui s'articulent pour donner une consistance au parcours de vie. Au final, c'est la convergence de ces facteurs qui rend une trajectoire plus probable qu'une autre. Pour les auteur-e-s, « le premier facteur explicatif d'une trajectoire c'est la trajectoire elle-même » (p. 63). Les trajectoires étant composées de longues étapes stables entrecoupées de transitions, elles se définissent donc avant tout par leur continuité, bien qu'un événement particulier puisse entraîner des ruptures biographiques décisives.

Tout au long du chapitre traitant du « principe des vies liées », les auteur-e-s passent en revue les personnes importantes qui accompagnent les individus durant les différentes étapes de leur vie, que ce soit dans le contexte familial, amical ou professionnel, et mettent en lumière l'interdépendance entre ce réseau social et les événements de la vie. En effet « les liens entre l'individu et ses proches (...) ont un effet fortement structurant sur les parcours de vie » (p. 82). Lors d'une transition (un mariage ou un divorce, par exemple), l'intervention des proches donne accès à des ressources et instaure des contraintes qui affectent la manière dont les individus négocient une telle phase. Par ailleurs, il ne faut pas négliger la réorganisation plus ou moins importante du réseau des proches concomitante à un tel événement, qu'elle se traduise par la création, la disparition ou la réactivation de liens.

Au fil du cinquième chapitre, les auteur-e-s abordent le développement de l'identité par le prisme de la psychologie. L'identité est soumise à des changements tout au long de la vie, un phénomène qui se retrouve avec l'évolution continue des « traits de personnalité » au grès des événements et de l'avancée en âge. D'un autre côté, les transitions d'une étape de vie à l'autre peuvent représenter un défi pour le maintien d'une identité cohérente et valorisante. Les individus développent alors des stratégies d'adaptation à l'instar de la « comparaison sociale », la « vision positive de soi » et les « illusions de contrôle ». Pour finir, par le biais de l'« identité narrative », l'individu organise subjectivement ses expériences sous la forme d'un récit qui « donne du sens, une unité et un but à l'existence » (p. 88).

Le sixième chapitre aborde la question de l'appartenance à une même cohorte, autrement dit de l'inscription des parcours de vie dans un contexte historique. En premier lieu, les auteur-e-s nous livrent une description des principales périodes ayant rythmé le 20^e siècle qui vise à montrer que les individus d'une même cohorte voient leurs trajectoires soumises à un certain nombre de contraintes similaires.

Si, globalement, jusque dans les années 1960–70, les parcours de vie sont passés par un processus de standardisation, ce phénomène connaîtrait un affaiblissement non négligeable à notre époque. Ainsi, les différentes étapes ne s'enchaînent plus selon un modèle linéaire et séquentiel, et leur occurrence dévie de plus en plus des âges prescrits. En effet, les normes d'âge, qui sont contrôlées par diverses institutions et définissent « des attentes liées aux transitions de vie » (p. 114), perdent une partie de leur pouvoir contraignant. En conséquence, on assiste à une multiplication des trajectoires possibles, que ce soit au niveau de la vie familiale ou professionnelle.

S'il est possible d'interpréter cette évolution soit comme une subjectivation des parcours de vie, soit comme la persistance d'un modèle standardisé affecté par de légères modifications, les auteur-e-s privilégient une troisième thèse : « ces transformations

peuvent être la preuve de l'émergence de nouveaux modèles de parcours, qui ne sont pas encore tout à fait révélés, mais dont les structures deviendront progressivement visibles» (p. 118).

Si les auteur-e-s se sont efforcés jusqu'ici de décrire les différentes trajectoires et les facteurs qui peuvent orienter leur déroulement, il reste à expliquer leur articulation en une dynamique cohérente. Le dernier chapitre entend y apporter une réponse en développant les concepts d'« effets cumulatifs » et d'« effets compensatoires ». L'idée avancée est qu'une trajectoire peut s'infléchir soit par le cumul des petites inégalités qui touchent les divers domaines de la vie, soit par la mise en œuvre de stratégies adaptatives qui, découlant de l'« intentionnalité » de l'acteur, mobilisent des ressources psychologiques et sociales pour répondre aux défis rencontrés.

Les auteur-e-s prennent encore soin de rappeler le « principe des vies liées » qui se traduit ici par le fait que les mécanismes cumulatifs et compensatoires s'expriment à travers les interactions d'un individu avec ses proches. Pour finir, ils mentionnent également l'inscription de ces mécanismes dans des logiques plus générales découlant du contexte historique.

En définitive, *Les parcours de vie* pose les bases pour un futur développement des études sur les divers types de trajectoire et leurs articulations. De par le souci des auteurs à dégager les principes directeurs des diverses approches et études mobilisées au cours de l'ouvrage, le lecteur a accès, de manière claire et concise, aux outils théoriques et conceptuels pour mener à bien une réflexion dans ce domaine.

En guise de conclusion, je propose quelques commentaires critiques.

Un des intérêts de l'ouvrage est son parti pris d'interdisciplinarité. Pour les auteur-e-s, les regards conjoints de la psychologie du développement et de la sociologie du parcours de vie permettent de mieux comprendre les parcours de vie et leurs mécanismes. Toutefois, il aurait été préférable que les dimensions sociologiques et psychologiques soient traitées de manière plus systématique pour chaque aspect du parcours de vie, ce qui aurait renforcé la pertinence du modèle et rendu l'articulation des différentes trajectoires plus évidente.

À titre d'exemple, la notion d'*identité* n'est abordée que par son versant psychologique. Une réflexion sur sa dimension sociale est absente, bien qu'il soit par exemple envisageable que les relations avec les personnes proches puissent avoir un impact dans ce domaine. De fait, il est difficile de comprendre comment la notion d'*identité*, telle qu'elle est problématisée, s'articule avec les autres trajectoires.

Ensuite, il aurait été intéressant que les auteur-e-s apportent une attention plus soutenue aux questions méthodologiques. Si les principes du paradigme sont clairement définis, peu de pistes permettent de déterminer comment les mettre en pratique d'un point de vue empirique. Un sujet d'autant plus prégnant que le grand nombre de dimensions considéré par les auteur-e-s pose la question de leur opérationnalisation conjointe. Gageons que cette question fera peut-être l'objet d'un futur ouvrage.

Eric Zufferey
Université de Fribourg
Département des sciences de la société
1700 Fribourg
eric.zufferey@unifr.ch